

«Dort wird man gerettet oder stirbt»

Fortsetzung von Seite 17

ruhig, in Tripolis lässt der Schlepper Hamid 15 Tage nicht gehen, bis das Geld eintrifft. «Es war für meine Familie sehr schwer, dieses viele Geld aufzutreiben», sagt Hamid.

Panik bei der Rettung

Elf Tage wartet er auf eine Gelegenheit, die am 17. Juli 2014 kommt. Um drei Uhr morgens fährt das mit gegen 400 Menschen, vor allem aus Eritrea, beladene Boot von Tripolis los, der Motor kann die schwere Last nur langsam bewegen, noch um neun Uhr morgens haben sie das Küstengebiet nicht verlassen, und das bedeutet Gefahr: Greifen die libyschen Behörden die Flüchtlingsboote auf, kommen die Passagiere in Haft, und das bezahlte Geld ist weg.

Den Menschen an Bord wird schlecht, wie bei Nahom setzt auch bei Hamids Überfahrt der Motor aus. Hamid ist krank, steht mit den Füssen im Wasser, das ins Boot eindringt. Jugendliche, die in Libyen in einer Werkstatt gearbeitet haben, können den Motor wieder in Gang bringen. Dann endlich: Das Schiff erreicht internationale Gewässer. «Dort wird man gerettet, oder man stirbt», sagt Hamid. Am Abend des 19. Juli, des zweiten Tages, kreist ein Flugzeug um das Schiff, die Menschen hoffen auf Rettung, doch es dauert noch Stunden, ehe ein Kreuzer der italienischen Marine das Schiff erreicht. Zur Evakuierung wird das Holzboot längsseits mit Seilen an das Marineschiff gebunden, doch die Belastung für die Holzkonstruktion ist zu gross: Das noch voll besetzte Schiff beginnt in der Mitte auseinanderzubrechen. Panik bricht aus. «Bewahren Sie Ruhe, Sie sind in Sicherheit», kommt es auf Englisch aus den Lautsprechern des Kreuzers. Zuerst werden die Frauen gerettet, danach wird das Schiff so weit wie möglich stabilisiert, schliesslich der Rest evakuiert.

Das Ticket nach Zürich

Hamid wird mit den anderen Geretteten unter Deck einquartiert, sieht durch ein schmales Fenster die Sonne: Es geht nach Nordwesten, in Sizilien geht er von Bord, nach der ersten Versorgung kümmert sich kaum noch jemand um die Flüchtlinge. Hamid schlägt sich bis nach Mailand durch, hat dort noch 100 Dollar in der Tasche. Ehe er in die Schweiz reisen will, kauft er neue Kleidung – und hat am Bahnschalter zu wenig Geld: Hamid sagt, er wolle ein Ticket nach Zürich. Die 76 Euro hat er nicht, ganz knapp vor dem Ziel muss er noch ein paar Tage warten, ein Kollege will ihm helfen. Schliesslich steigt Hamid ohne Billett in den Zug, «die Polizei kann mich festnehmen, aber nach dieser Reise ist das nicht mehr gefährlich», sagt er. Er überquert die Grenze im Tessin und denkt: «Endlich!» Dann kommen die Beamten der Grenzwaiche.

Flucht war richtig

Hamid und Nahom wussten, worauf sie sich einliessen, als sie sich auf die grosse Reise machten: Sie hatten von anderen gehört, dass die Reise schlimm sei, wussten aber auch von jenen, die es geschafft hatten. «Wie grauenhaft der Weg wirklich ist, weiss nur, wer es gemacht hat. Aber ich wollte mein Glück versuchen», sagt Nahom, der glücklich ist, jetzt ein Leben in Ruhe und Frieden führen zu können, «hier ist mein Platz», sagt er.

Hamid sagt: «Das erste Mal in meinem Leben gibt es Frieden um mich, ich bin froh, dass ich es lebend hierher geschafft habe.» Beide nicken: Ja, trotz aller Gefahren und Erlebnisse hat sich die Flucht aus Eritrea gelohnt. Ihren Angehörigen in der Heimat raten sie dennoch dringend ab, die gefährliche Reise auf sich zu nehmen. «Aber man kann die Menschen nicht davon abhalten, ihr Glück zu probieren», sagt Nahom, «unmöglich.»

Stimmenfest in der Handballarena

An der Schaffhauser Operngala in der BBC-Arena im Schweizerbild dominierten starke Stimmen und glückliche Klassikfans.

VON MARK LIEBENBERG

Als ein für einmal etwas besonderer Saisonabschluss des Musik-Collegiums Schaffhausen (MCS) war sie konzipiert: die Schaffhauser Operngala, die gestern Abend vor gut zweitausend Zuschauern über die Bühne ging. Oder vielmehr über den Hartgummi: Angesichts des letztlich fast viermal höheren Besucheranstroms als an einem gewöhnlichen MCS-Konzert im St. Johann hatten die Organisatoren die BBC-Handballarena im Schweizerbild als Spielort ausserkoren. Ein Experiment. Zwar hatten sie vor Jahresfrist noch 2500 bis 3000 Eintritte für möglich gehalten, aber die Handballspielstätte verwandelte sich auch mit deutlich weniger Zuhörern in eine überraschend festliche Kulisse für ein Opernkonzert.

Fünf Solisten aus aller Welt, ein festivalerprobtes russisches Orchester, zweihundert einheimische Chorsänger und «tout Schaffhouse» (für 300 Opernfreunde mit vorgängig gebuchtem Galadiner): Das waren die Ingredienzen, die den ambitionierten Anlass zu einem künstlerischen und gesellschaftlichen Highlight in der diesjährigen Kulturagenda machten. Geboten wurde gewissermassen die Hitparade mit den «schönsten Arien und Chören» aus Opern von Mozart, Rossini, Verdi, Offenbach, Puccini und so weiter – ein Programm, das ein breites Publikum anzusprechen vermag.

Der Chor stahl fast allen die Schau

Mit viel Verve und grösster Flexibilität musizierte die Russische Kammerphilharmonie St. Petersburg, ein routinierter Klangkörper, den Maestro Juri Gilbo sicher quer durch die Opernli-



Spontanes Geburtstagsständchen inklusive: Olafur Sigurdason, Karen Vuong, Diana Petrova, Anna Toneeva und Nathan Haller (v. l. n. r.) sowie Dirigent Juri Gilbo (hinten) und die Russische Kammerphilharmonie gestern Abend. Bild Selwyn Hoffmann

ratur schiffe. Oper in der Sportarena: Die Verbindung ist sinnfällig – handelt es sich doch beim Operngesang um eine überaus physische Kunst. Wie im Sport braucht es bei dieser Art Gesang nicht nur höchste Konzentration und äusserste Körperbeherrschung, sondern auch die perfekte Tagesform. Das hohe C muss sitzen, sonst ist der Abend für die Katz! Ausserste Anstrengung, Schweiß und Jubel gibt es in der Oper daher genauso wie im Sport.

In bester Form und damit aus dem Sängerquintett herausragend waren gestern die russische Sopranistin Diana Petrova mit strahlend-perfekten Koloraturen etwa als «Königin der Nacht» und der blutjunge Tenor Nathan Haller aus Kanada, der durch feinsinnige Gestaltung (etwa mit der Arie des Lenski aus «Eugen Onegin») auffiel – eine

Stimme mit Potenzial. Akzente setzte auch die Kalifornierin Karen Vuong mit breitem dramatischem Repertoire. Die Petersburger Mezzosopranistin Anna Toneeva fiel dagegen eher mit ihrem überkitschigen Goldkostüm auf als mit ihrer recht spröden Stimme. Der Isländer Olafur Sigurdason gefiel mit seinem durchsetzungsfähigen Bariton – allein, wie die Stimmen «in echt» auf der Bühne klingen mögen, konnte gestern kaum festgestellt werden: Die Sänger sangen (im Gegensatz zum Orchester und zum Chor) alle mit Mikrofon.

Jubel durften die fünf Solisten dennoch entgegennehmen. Wenn auch der Chor fast den Solisten die Schau stahl: Zu einem einmalig auftretenden grossen Opernchor hatten sich gleich drei Chöre aus der Region – der Konzertchor, der Fürstentland Chor Gossau und

Salto Corale zusammengefunden. Sie erfüllten ihre Aufgabe mit sicht- und hörbarem Spass an der Sache, etwa im Gefangenenchor aus «Nabucco». Ein spontanes Ständchen brachte das Ensemble dem langjährigen MCS-Chef Heini Stamm mit einem Stück aus dem «Fliegenden Holländer» dar: Es war Stamms Geburtstag gestern.

Mit Musical-Melodien und Arien aus «West Side Story» fand die Gala einen populärmusikalischen Abschluss. Und dennoch bleibt ein Gedanke, dessen man sich gestern Abend nicht erwehren konnte: Ein russisches Orchester, Sänger aus Island, den USA und Russland ... ob sich nicht wenigstens auch der eine oder die andere erstklassige junge Schweizer Solist oder Solistin für die Schaffhauser Gala hätte finden lassen?

Feurer meint ...

Mut statt Ausreden gegen die Hölle

Fassungslos hören wir die Nachrichten vom täglichen Sterben im Meer. Aber nicht irgendwo in der Ferne, sondern vor unserer Haustüre und dort, wo unsere Ferienträume liegen, spielt sich das Drama ab. Tausende von Menschen, Junge, Alte, Männer, Frauen und ihre Kinder, ertrinken im Mittelmeer auf ihrer Reise der letzten Hoffnung. Denn eines ist klar, kaum eines dieser namenlosen Opfer ist einfach so losgezogen oder hat die Gefahr umzu-kommen, fahrlässig unterschätzt. Das sind keine Abenteurer, sondern sehr oft Menschen, die schlicht keine Alternative hatten. Entwurzelt, von Kriegswirren vertrieben und von ihren Angehörigen getrennt irren sie durch die Welt und versuchen, den Bomben, den Peinigern und der all-täglichen Gewalt zu entfliehen.

Was wissen wir denn, was in den Seelen dieser Verfolgten vorgeht, und wie kommen wir darauf, dass dieser himmlerschreienden Misere mit einer irgendwann stattfindenden Konferenz auf Ministerebene begegnet werden kann? Es ist doch offensichtlich, dass sich diese Minister so uneinig sein werden, dass sie nur den Kopf in den Sand stecken und grosse Worte und kleine Taten folgen lassen. Aber auch das Rezept von Roger Köppel, vehement präsentiert in Günther Jauchs «Gasometer» vom letzten Sonntag, verfangt nur auf den ersten Blick. Die Hilfe vor Ort würde zwar Sinn machen, ist aber im meistbetroffenen, jedoch weitgehend destabilisierten



Thomas Feuerer

Libyen eine völlige Augenwischerei. Wer glaubt denn nur im entferntesten daran, dass sich mit einem Land im Bürgerkrieg eine tragfähige Lösung für ein Problem dieser Tragweite finden liesse? Seien wir doch ehrlich, und

Wie gross muss die Not sein, dass ein Mensch sich und seinen Kindern eine so lebensgefährliche und erst noch teure Reise ins Ungewisse zumutet?

nennen wir das Problem beim Namen: wir wollen keine Lösung, weil wir Angst vor den Folgen haben. Angst vor noch mehr Menschen, die ihre Hoffnung auf ein Leben bei uns setzen und dafür jedes Risiko eingehen.

Unsere erste Frage muss deshalb lauten: Wie gross muss die Not sein, dass ein Mensch sich und seinen Kindern eine so lebensgefährliche und erst noch teure Reise ins Ungewisse

zumutet? Eine syrische Mutter in der gleichen «Gasometer»-Sendung hat die Antwort gegeben, indem sie die tödliche Gefahr hinter sich mit jener vor sich beschrieb. So wie jemand, der den Sprung aus dem Fenster wagen muss, weil hinter ihm sein Haus abbröckelt. Und genau so, wie die Feuerwehr die Menschen ein Sprungtuch bereitstellt, müssen wir zuerst nichts anderes tun als retten. Retten, was das Zeug hält und jene Leute mit aller Kraft unterstützen, die die Sprung-tücher bereithalten beziehungsweise auf den Rettungsschiffen ihren anspruchsvollen Dienst tun. Dabei spielt es absolut keine Rolle, ob man der europäischen Gemeinschaft angehört oder nicht, gefragt sind alle, die sich auf der sicheren Seite im Umkreis der Hölle befinden, und dazu gehören auch wir. Ich bewundere die Angehörigen der italienischen Marine und der Küstenwache, aber auch die Verantwortlichen und die Bevölkerung der meistbetroffenen Mittelmeerinseln, die der Not täglich ins Auge sehen und die von uns – wie die Bootsflüchtlinge selbst – nicht im Stich gelassen werden dürfen. Das Ablehnen von Verantwortung mit dem Hinweis auf die möglichen Folgen in Form von Nachahmereffekten ist angesichts der tödlichen Tragweite längst eine sachzwängerische Ausrede und hält einem einfachen humanitären Ansatz niemals stand. Es geht im Moment nicht darum, den Geretteten für alle Zeiten einen Aufenthalt in Europa zu garantieren, sondern in der Form des sicheren Tod zu bewahren. Auch

der Hinweis darauf, dass Europa die Probleme der Welt nicht lösen kann, geht fehl, denn unsere Möglichkeiten, in den Herkunftsländern der Betroffenen für bessere Bedingungen zu sorgen, sind längst nicht ausgeschöpft. Es gibt genügend Hinweise darauf, dass sich die meisten Verfolgten noch so gerne wieder in ihre Heimatländer wagen, wenn die grösste Gefahr gebannt ist und die Lebensperspektiven wieder zunehmen. Auch sie sind nämlich am liebsten dort, wo ihre Angehörigen, ihre Sprache und ihre Kultur zu Hause sind.

Zum Schluss sei deshalb auch die Frage nach den Kosten erwähnt. Auch diese spielen bei der Bereitstellung der notwendigen Kräfte selbstverständlich eine Rolle, werden aber angesichts der Ausmasse der Katastrophe gerne verschwiegen. Es braucht jedoch generell kein grosses Nachrechnen, um das krasse Missverhältnis zwischen humanitären und militärischen Ausgaben aufzuzeigen. Im Irak betrug die Wiederaufbauhilfe nach einem Jahr gerade einmal so viel wie die Kosten der Alliierten für zwei Kriegstage. Auch hier besteht also sehr viel Luft nach oben, um für die Geretteten in ihren verheerten Ländern nach der Befriedung eine positive Entwicklung in Gang zu bringen.

Thomas Feuerer war von 2009 bis 2014 Stadtpräsident von Schaffhausen.

Die An- und Einsichten unserer Kolumnisten publizieren wir gerne, wessen aber darauf hin, dass sie nicht mit jenen der Redaktion übereinstimmen müssen.